

**Umbrüche innerhalb der Schriftlichkeit in profanen und sakralen Übersetzungstexten des Deutschen, Tschechischen und Polnischen vom 15. bis zum 17. Jahrhundert.** Hrsg. von Sebastian Seyferth. (westostpassagen – Slawistische Forschungen und Texte, Bd. 19.) Olms, Hildesheim 2014. 186 S., 7 Ill. ISBN 978-3-487-15137-3. (€ 34,80.)

Der Sammelband dokumentiert eine Tagung an der Hochschule Zittau/Görlitz aus dem Jahre 2012. Eigenwillig bemerkt der germanistische Hrsg. Sebastian Seyferth, dass „ausgenommen des Beitrages von Brigitte Schultze“ die anderen sieben „im weitesten Sinne religiöse Sprachgebilde“ (S. 8) behandeln würden; ich denke, es sind sogar nur sechs.

Albrecht Greule und Sylvie Stanovská („Transformation des geistlichen Liedes bei den Böhmisches Brüdern“) vergleichen ein tschechisches und ein deutsches Lied aus Brüderkantilenen, der tschechische Text ist nur in Übersetzung gegeben, wobei „viele Könige“ (S. 20) nicht „slavní králové“ entspricht und „Lobet ...“ (S. 21) nicht „chvalmež“. Die bohemistische Literaturbasis ist unzureichend: eine Bachelor-Thesis sowie ein Aufsatz von Scheitler – nicht Ingrid (S. 12), sondern Irmgard. Das deutsche „Adam“-Lied unterhält nicht einmal paraphrasierende Verhältnisse zum tschechischen, „überraschende Ähnlichkeiten“ (S. 14) mit Lazarus Spenglers *Durch Adams Fall ...*, das 1524 entstand und nicht etwa „1520“ (S. 15), beruhen auf dem Eigennamen. Zusammenhänge auf „Text- und Ideenebene“ (S. 14) können zwischen disparaten Texten nur gefunden werden, wenn die Ideen (die Böhmisches Brüder unterscheiden sich von Luther teilweise in der Gnadenlehre) in den Blick kommen.

Zdeněk Uhlíř nennt in einer inhaltsreichen Übersicht Beispiele für die Reformulierungstechniken Übersetzung, Adaption und Mutation in lateinischen und tschechischen Predigten im 14. und 15. Jh. Eva Maria Hrdinová analysiert die tschechische Übersetzung der Chrysostomos-Liturgie von 2008: Es stehe „die Bemühung um den Textzweck über der Übersetzungsgenauigkeit“ (S. 52). Auch der Hinweis auf die Slawenapostel, welche die erste byzantinische Liturgie nach Mähren gebracht hätten, fügt den fundierten Beitrag nicht in den historischen Rahmen des Bandes. Helmut Keipert vergleicht den „lateinische[n] Text des Berlaimont-Gesprächsbuchs und dessen Übertragungen ins Deutsche, Tschechische und Polnische“ (so der Beitragstitel) und arbeitet anhand der Übersetzung von Entscheidungsfragen Kontaktphänomene zwischen neulateinischer Vorlage und sprachspezifischen Reformulierungen heraus. Er bietet so lehrreiches Material zur historischen Pragmatik. Rudolf Hanamann bespricht „Die Übersetzungsarbeit im Florianer Psalter“; aus der Fülle minutöser Funde sei auf Bemerkungen zur Überlieferung der Handschrift (S. 85), zu deutsch-polnischen Entlehnungsverhältnissen (S. 100) und zu Modalverben (S. 107 f.) hingewiesen. Der Vf. liefert einen inhaltsreichen Aufsatz, dessen Gegenstand aber kaum ins Zeitalter der Konfessionalisierung gehört. Hans Rothes Übersicht über die „Biblia Slavica – ihre Entstehung, historische Grundlinien, besonders in Böhmen und in der Krone Polen“ summiert die Geschichte der Bibelübersetzung in der westlichen, aber auch in der südlichen und östlichen Slavia, pointiert eindrücklich die nur nach langer Arbeit sichtbaren Grundlinien der Übersetzungswege und benennt zusätzlich Forschungsdesiderate. Brigitte Schultze analysiert kulturwissenschaftlich beispielhaft auf Grundlage des Sprachmaterials von Piotr Barykas Komödie *Z chlopa król* (Vom Bauern zum König) von 1633 soziale und ethnisch-religiöse (S. 143) Diskursmarkierungen und lässt das Komische rezeptionsästhetisch verstehen. Gordana Čupković und Anita Pavić Pintarić („Zum Ursprung kroatischer reformatorischer Übersetzung des Neuen Testaments 1562/1563“) zeigen, dass Translate von der Sprachnorm vorausgehender Übersetzungen „unabhängig von der religiösen Orientierung“ (S. 173) abhängig sind. Allerdings sind Aussagen zur historischen Tiefe von Standardsprachen immer von den benutzten Vergleichssprachen abhängig, siehe die Bemerkungen zum *Dativus absolutus* (S. 171 f.).

Der Titel des Sammelbandes verweist auf Medialität, was meist implizit (Reformation impliziert Hinwendung zur Volkssprache und diese beruht auf Mündlichkeit) mitzulesen

ist. Sieben der acht Beiträge handeln von Übersetzung; sechs von liturgischer Sprache, sechs haben Bezug zum „Zeitalter der Konfessionalisierung“ (S. 7). Die im Titel behauptete historische Spannweite und im Vorwort versprochene Befassung mit „Textbildungs- und Textwirkungsprozessen“ (S. 7) sind leicht übertrieben. Sicher ohne böse Absicht leitet der Hrsg. einen Sammelband ohne sorbischen Beitrag mit Hinweis auf die deutsch-slawische „Dreiländerregion der Oberlausitz“ (S. 7) ein, ebenfalls ohne Absicht sind neben syntaktischen Idiosynkrasien („auf eigene Augen“ S. 20) auch umgangssprachliche Lexeme wie „nichtsdestotrotz“ (S. 13) oder „nichtsdestoweniger“ (S. 40) in den nicht-muttersprachlichen Beiträgen stehengeblieben, ein pseudolateinisches „*auctoren*“ (S. 172, im Original kursiv) tut international weh. Im ersten Beitrag erscheinen bibliografische Nachweise doppelt in Fußnoten und Literaturverzeichnis, und im letzten Beitrag machen einige Diakritika nachdenklich (S. 170: „*dyžająštu*“ bzw. „*dyxajo ču*“, das kirchenslawische Verb lautet aber „*dychati*“, 1. Person Singular „*dyšo*“ bzw. „*dychajo*“).

Insgesamt liegt ein Band mit einem etwas verfehlten, einem problematisierbaren, aber sechs auf großer Forschungserfahrung beruhenden Artikeln vor, die teilweise neue Materialien besprechen und alle aufgrund ihrer materialreichen Argumentation die philologische Sprachwissenschaft bereichern.

Gießen

Thomas Daiber

**Ioan-Aurel Pop: Cultural Diffusion and Religious Reformation in Sixteenth-century Transylvania.** How the Jesuits Dealt with the Orthodox and Catholic Ideas. Mellen. Lewiston u.a. 2014. III, 217 S. ISBN 978-0-7734-0066-5. (\$ 149,95.)

Das Buch gibt, wie Norman Housley in seinem Vorwort bemerkt, einer englischsprachigen Leserschaft die Gelegenheit, mit der Arbeit eines der bekanntesten rumänischen Historiker, Ion-Aurel Pop, und mit Siebenbürgen als einer der interessanten Geschichtslandschaften Europas vertraut zu werden. Es scheint dieser Anspruch gewesen zu sein, der auch die Intentionen des Autors leitete; anders wäre kaum zu erklären, warum einer Abhandlung mit diesem Titel zunächst eine Miscelle zur historischen Herleitung des Landesnamens (Transsilvanien) und dann ein Abriss zur Landesgeschichte von der Antike bis zum Ersten Weltkrieg vorgeschaltet wurde. Was für den möglicherweise sowohl mit P. als auch mit Siebenbürgen bereits bekannten Leser daran nützlich ist, bildet gleichzeitig die chronologische Achse des gesamten Buches: die Information, dass Siebenbürgen nach der Dreiteilung Ungarns im Gefolge der Schlacht von Mohács 1526 zwar aufhörte, eine eigene Woiwodschaft innerhalb dieses Staatsverbandes zu bilden, sein Staatsgebiet aber im Vergleich zur vorhergehenden Zeit verdoppelt hat (S. 17). Die europäische Besonderheit, eine staatliche Einheit aus drei offiziellen Nationen (d.h. Ungarn, Sachsen, Szekler) und vier anerkannten Religionen (d.h. Luthertum, Calvinismus, Unitarismus, Katholizismus) zu bilden, spielte sich also in einem zwar begrenzten, keineswegs aber marginalen Rahmen ab. Hinzu kommt als weitere Besonderheit, dass die zahlenmäßig größte Bevölkerungsgruppe, die von P. so genannten „Rumänen“, als Orthodoxe weder national noch konfessionell gleichgestellt waren; die Anstrengung des Vf., immer wieder auf diese Gruppe zu sprechen zu kommen, ist deshalb sinnvoll und nützlich.

Das Hauptargument des Buches ist, dass es in den drei Jahrzehnten nach dem Zerfall des ungarischen Staates in Siebenbürgen zu einer protestantischen Expansion gekommen sei (1540-1570), die von einer Art katholischen Reconquista, angeführt von den Jesuiten, in den folgen drei Dezennien abgelöst wurde (S. 183). Dabei sei, so P., das neue katholische kulturelle Modell, vor allem was den Erziehungs- und Ausbildungssektor angeht, in die protestantischen und orthodoxen Strukturen implementiert worden – will heißen, es ging den Jesuiten, in dieser Lesart, vor allem um die Abwerbung von Gefolgsleuten aus den anderen konfessionellen Lagern. Insgesamt habe sich so ein Modell der Kohabitation eingespielt, das von den Triebkräften der Kooperation und der Rivalität gleichermaßen geleitet wurde und auf der Basis einer „Toleranz“ (die der Vf. erfreulich funktional sieht;